

von, Stooß mit langen o statt schriftge-  
mäßem au), sowie Been, Steen, beek,  
reesen (mit gedehntem e für ei) empfinden  
wir als eine häßliche Nachlässigkeit unserer  
sächsischen Aussprache. Aber die Beobachtung  
daß es niemand bekommt, etwa auch Haus,  
Strauch, laut oder Beil, sein reiten, ent-  
sprechend zu verstrümmeln, weist schon darauf  
hin, daß es sich hier eigentlich um eine Ge-  
setzmäßigkeit handelt: Die unveränderten au  
und ei der Mundart gehen auf langes u und  
langes i zurück; die veränderten hingegen  
waren in der sprachlichen (mhd.) Vorstufe  
Doppelvokale (ou und ei) — Die Mundarten  
haben die Entwicklung organisch weiter-  
gehen lassen, die Schriftsprache hat die natür-  
liche Weiterbildung willkürlich unterbunden.

Es fällt uns beinahe auf die Nerven,  
wenn wir in Volkskreisen der hiesigen Land-  
schaft sagen hören: „Komme doch mal bei  
mir!“ „Bei“ mit dem vierten Fall! Ent-  
setzlich! Nach genauerem ansehen aber müssen  
wir feststellen, daß auch hier eine beachtens-  
werte Gesetzmäßigkeit vorliegt: Auf die Fra-  
ge wohin? heißt es: Bei mir, bei dich; auf  
die Frage wo? aber: Bei mir, bei dir, und  
dies ist eine alte Scheidung, die sich bei Lu-  
ther, aber auch noch bei Klopstock („trat dich  
bei den Engel“) und vereinzelt selbst bei  
Goethe findet. Die Volkssprache kann sich  
hier auf erhabene Vorbilder berufen.

Dies scheint nicht der Fall zu sein bei  
einer andern Eigentümlichkeit (viele werden  
sie als „Unart“ bezeichnen) der oberlässischen  
Mundart, die sich auch im Erzgebirge neuer-  
dings recht breit macht, nämlich der Verbin-  
dung aller Vorwörter mit dem 4. Fall:  
„mit meine Kinder“, „nach de Fe-  
rien“ usw. Es klingt hart für das Ohr  
eines sprachlich geschulten Mannes. Aber  
die Sprachentwicklung geht nun einmal in  
der Richtung der Abwertung alles Entbehr-  
lichen, und die Verbindung der Verhältnis-  
wörter mit verschiedenen Fällen ist tatsächlich  
ein Luxus, auf den viele Sprachen, voran  
das Französische und Englische, ohne jegliche  
Beeinträchtigung der Deutlichkeit längst ver-  
zichtet haben. Dem Französischen schließt sich  
das Erzgebirgische auch darin an, daß es  
ebenso gut sagt „in der Schul gib (geben)“  
wie „in der Schul sei (sein)“ — franz. aller  
a l'ecole und etre a l'ecole — auch hier  
ohne Schädigung der Deutlichkeit des Aus-  
drucks. Das Englische hingegen ist in dieser  
Unterscheidung so gewissenhaft, daß es sogar  
zwei verschiedene Präpositionen verwendet:  
in auf die Frage wo? into auf die Frage wo-  
hin?

Die Mundart und mit ihr auch  
die bequeme Umgangssprache der Gebildeten  
ist vielfach der Gelehrten- und der Liten-  
ratursprache um einen Schritt in der Ent-  
wicklung voraus. Im Alltag spricht auch der  
Dere Professor „mei“ Buch, „mei“ Bruder  
(engl. my book, my brother) statt des schrift-  
gemäßen „mein“, „is“ (engl. is) statt ist, er  
verkürzt die Fürwörter wie „de“ (statt du),  
„m“, „n“, „r“ (statt ihm, ihn, ihr), er er-  
setzt das m im dritten Fall gewöhnlich durch  
n er sagt „ein Freund von mir“ (engl. a  
friend of mine) statt einer meiner Freunde,  
welche Wendung wir im Tagesverkehr beinahe  
schon als geschraubt empfinden, er kürzt „und“  
um sein d usw., und keine Regelung durch  
Verordnungen, kein Bemühen gelehrter  
Kreise, nichts vermag die in der Richtung

nach Auflösung der Formelemente, nach Ab-  
schleifung und Abstokung von Entbehrlichem,  
Schwerfälligem zielende Sprachentwicklung  
anzubalten. Die englische Sprache eben dar-  
um von Jakob Grimm in begeisterter Be-  
wunderung gepriesen, ist hier vorangegangen;  
aber wir sind ihr beinahe nach, wenn wir  
das außer Rechnung stellen, was uns durch  
behörbliche Regelung, also künstlich, für eine  
Art Scheinleben erhalten geblieben ist.

Wenn wir nun aber das hier skizzen-  
haft Ausgeführte erwägen und hinzunehmen,  
daß die Volkssprache ein erprobtes  
Instrument ist zur Erzeugung feinsten dichterischer  
Gebilde, so werden wir leicht und gern Oskar  
Reise (Unsere Muttersprache, ihr Werden und  
ihr Wesen, in Leipzig bei V. G. Teubner erschienen)  
beifolgt, wenn er die Mundart einer rohwangigen Dorf-  
schönen vergleicht, „die in schmuckem, ein-  
fachem Gewande harmlos und ungezwungen  
ihre Straße zieht“, während ihm, was uns  
noch nicht in gleichem Maße überzeugen mag,  
die Schriftsprache wie eine aufgedünnte Städ-  
terin erscheint, „die das blasse Anlitz sor-  
fältig durch künstliche Mittel zu färben sucht,  
doch im Volksgefühl ihrer Würde anmaßend  
und selbstbewußt dahinschreitet.“

Wir beginnen mit einem Bergmanns-  
lied, das im Jahre 1815 veröffentlichte, eins  
der ältesten Mundartgedichte unserer säch-  
sischen Heimat ist. Sein Verfasser, Barrer  
Wib. gest. in Breitenbrunn 1839, war ein  
Bahnbrecher auf diesem Gebiet. Der Berg-  
mann schildert in dem Lied, wie er die Stunde  
vom 3-Uhr-Bäuten bis um 4 Uhr, wo er seine  
achtelndige Schicht antritt, geschäftig, dabei  
trotz aller Dürftigkeit und vieler Beschwerden,  
frohmütig verbringt. Die Schluszeilen be-  
leuchten dann arell die Lebensbedrohung, der  
der Bergmann dauernd ausgesetzt ist. Der  
Erzbergbau war in jener Zeit nächst der  
Landwirtschaft noch der wichtigste Erwerbs-  
zweig in Sachsen und ist auch unmittelbar  
an der Grenze der Elbaue (Scharfenbera)  
erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts  
völlig erlegen. Bis 1896 hat man dort  
das Bergalldlein klingen hören.

's Abfahen.

Wenn's Gelödel dreie lett,  
valteri valta,  
Spring ich hortig aus menn Bett,  
valteri valta,  
Frä un Kinner schlofen dort,  
Unneräner muß früh fort,  
valterie valta valta,  
valteri valta.

Dix schlog ich e Picht nu ab,  
Nimmt lecht ä e Bötzel rab,  
Und do bie ich abgeabng,  
Dot mich noch lä Mol betruhna.

Zischerper un Gelechtsich här,  
Do schu noch e Kerle Schmar;  
Ins Brutfädel hot de Fra  
Enn Keil Brut schu neizetab.

Kapp un Hut ro<sup>1)</sup> vun der Wand,  
Nu e Pfeifel abgebrannt  
Gän un Schwarzen eigestampft  
Un nu schielweis gedampft

<sup>1)</sup> herab.

Immer fort off's Zäckenhaus,  
Is's ä weit, es macht nisch aus.  
Wos Gestöber, Bliß un Storm!  
Die noch net derou verdorm.

Steiger, Säuer, Gunge, Knächt  
Sich mer alle schlächt un rächt  
An der Tafel benn Gebät  
Un das macht enn<sup>2)</sup> Mut un Fräd.

Esper (etwa) wärd's um vi::: sei,  
Ibe johrn mer haltig nei,  
Un de vurin<sup>3)</sup> fahen nu aus —  
's gibt wie enn Taumehaus.

's wärd neer ä zenzstno<sup>4)</sup> zelacht  
Un on lä Gefahr gedacht;  
Hätt mer sch manning selln ä joonz,  
Dän mer tut boom hämgetroong.

Zur Erläuterung: Zischerper = ein be-  
sonderes, vom Bergmann benutztes Messer  
(einem Winzermesser ähnlich); die Gelechtsich-  
tasche barg das damals bräuchliche Feuer-  
zeug.

Für die Aussprache ist zu beachten, daß  
im Erzgebirgischen alle Selbstlauter auf-  
fallend dunkel ausgesprochen werden mit Aus-  
nahme von ä, das, für e, ei, au eintretend,  
sehr hell klingt, mit breitgezogenem Mund  
hervorgebracht.

Der Gelegenheit hat, das einfache, aber  
treiflich gestaltete Lied mit seiner innigen  
Melodie vortragen zu hören, wird sich seinem  
Reiz nicht zu entziehen vermögen.

Von demselben Dichter besitzen wir auch  
ein reizvolles, sehr eigenartiges

Wieng-Viedel.

Voibeia, mei Mädele, schlof ball ei!  
Sich<sup>5)</sup> ruff ich geleich ne Hans Rupperich rei!  
Där fadelt sei nett, där nimmi dich miet.  
Nooch werichte dich wunnern, wie der'sch gibt.

Voibeia, mei Mädele, schlof lu ei!  
Do ruff ich äh morg 's Bornfimmel<sup>6)</sup> rei.  
Dos brengt der Rosining un Eppeln un Riff.  
Do werichte 'mol schmarzen; die schmeden  
[sei fiff].

Voibeia, mei Mädele, schlof sei ei!  
Ich ruf äh 's Hänel un 's Sibnel rei.  
Mei Sibnel leat Gadele, weiß un schie,  
Mei Hänel tut lrebe: Siderikib!

Voibeia, mei Mädele, schlof vullenst ei!  
De liem Engele kumme schu rei.  
Se lesen sich alle miet nei in dei Wiedl,  
Spieln noochert mit der un härzen diech.

Voibeia, mei Mädele, schloft nu ei.  
Se sell äh e Mädel vun Zucker sei.  
Nu schloft se. Oh schlof ner in Gottes Arm?  
Ich seh der derweile bei Millich warm.

Man sieht wohl, der Ton ist innig und so  
launig zugleich wie im Anfahrlied, und doch  
ist jenes ein Volkslied, dieses nicht. Das be-  
darf einer kurzen Erläuterung. Die Ansicht,  
daß das Volk sich seine Lieder selber dichte,  
daß die Volkslieder Erzeugnisse der Volksgemeinschaft  
seien, kann im allgemeinen als veraltet gelten.  
Mit wenigen, dazu kaum  
sicher nachweisbaren Ausnahmen sind wohl  
alle Volkslieder von dichterisch befähigten  
Einzelpersonen geschaffen. Aber ein Lied mag  
noch so volkmäßig gehalten sein — ein

<sup>1)</sup> einen; <sup>2)</sup> vorigen; <sup>3)</sup> bis ganz (zu Ende) hinunter; <sup>4)</sup> sonst; <sup>5)</sup> Christkind.